

«Brückenschlag zwischen Behinderung und Bühne»

Symposium, 5. Juni 2007, Kultur- und Begegnungszentrum Union, Basel,

Referat Christoph Keller: Einer von Sieben: Kunst, Behinderung und die Sucht nach der Norm

Als ich vor einigen Jahren einen Wettbewerb zum Thema „Geschichten mit Handicap“ mitjurierte, erschütterte mich etwas zutiefst. Die elfjährige Nathalie schrieb in ihrem Text „Nicht normal zu sein“ über ihren Mitschüler Tobias, der „behindert, nämlich mongoloide“ ist, dass dieser einst viele Freunde hatte, „aber mit elf begann es, dass die Jungen frech und gemein gegen ihn taten.“ „Mongoloide“, fasste sie zusammen, hätten „meistens bis zirka sechs Jahre ... noch Freunde, weil die anderen in diesem Alter noch nicht wirklich verstehen.“

Was mich erschütterte, war das Wort „verstehen“.

Intuitiv erkennt hier eine Elfjährige, dass uns das Verachten, Diskriminieren und aktive Ausgrenzen beigebracht wird und dass es falsch – nicht normal – ist, zwischen „normal“ und „anders“ zu unterscheiden. Sie stellt, selbst erschüttert, fest, dass uns das erst einmal gesagt werden muss. Eindrücklich ist, dass eine Elfjährige während des Sozialisierungs- (oder müsste man sagen Asozialisierungs-?) Prozesses in der Lage ist, über diesen nachzudenken. Vielleicht ist der jetzt vierzehnjährigen Nathalie das Verstehen mittlerweile beigebracht worden. Gesellschaftliche Normen sind brutal; wer ihnen nicht entspricht, bekommt es täglich am eigenen Leib zu spüren.

Ich aber glaube an Nathalie und das simple Happyend ihrer Geschichte: Tobias überwindet seine Angst und seine – verständliche – Lust, sich angesichts einer ihn ausschliessenden Gesellschaft zu verkriechen, und schüttet seiner Klasse sein Herz aus. Und schon ist er integriert. Schön wärs! Doch genau diesen naiven Glauben, diese kindliche Urkraft brauchen wir. Natürlich hoffe ich auch, dass Nathalie mittlerweile gelernt hat, dass man nicht „Mongoloide“ sagt. Die Gesellschaft bringt uns auch Gutes bei. Wir machen Fortschritte.

Die Frage, die wir vermeiden müssen, lautet: „Was ist normal?“ Wer die Frage stellt, steht schon auf der falschen Seite – der Geschichte übrigens, weil alles, was einmal „normal“ war, auf einmal „anders“ sein kann. Es ist keine Frage, sondern ein Ausruf: es ist ein Fluch: „Wirklich, was ist denn schon normal!“ Die Antwort: Nichts, alles. Es ist nicht einmal „normal“, ein Mensch zu sein. Ist es etwa „normaler“ ein Mensch als ein Tier zu sein?

Stellen wir die Frage aber doch, so ist zumindest die Antwort klar: „normal“ ist einzig, woran wir uns gewöhnt haben. Normen sind nichts Angeborenes. Sie sind kein genetisches Programm, dem wir ausgeliefert sind. Normen werden uns, und das wissen wir nicht nur von der elfjährigen Nathalie, anezogen. Alles kann „normal“, kann „anders“ sein. In einer anderen Gesellschaft kann das Gegenteil „normal“ sein. Wären wir so aufgewachsen, würden wir nichts dabei finden, uns beim Begrüssen den Rücken zuzuwenden. Wir könnten uns längst daran gewöhnt haben, dass Jungfrauen ihre Geschlechtsteile offen zeigen. Dass der Tod alter Menschen gefeiert wird. Dass Frauen stehen und Männer kauern, um Wasser zu lassen. Dass man ungezogene Kinder an den Füßen aufhängt. Dass man seine Töchter oder Gattin Gästen zum Beischlaf anbietet.

Ich habe diese Beispiele Montaignes berühmtem Aufsatz „Über die Gewohnheit“ entnommen. Er führt das, was wir als Charakter mit uns bringen, auf unsere Gewohnheiten in der „frühesten Kindheit“ zurück: „Ich finde, dass alle bösen Charakterzüge auf Gewohnheiten zurückgehen, die wir in der frühesten Jugend angenommen haben.“ Das ist simple, menschliche Logik. Sie erinnert mich an jene der elfjährigen Nathalie, der das „wirkliche Verstehen“ noch nicht beigebracht worden ist.

Wir haben uns daran gewöhnt, dass man bei Grün über die Strasse geht. Das macht keinen Sinn. Es könnte genauso gut bei Rot sein. Oder bei Braun. Wie schnell wäre das geändert! Wie schnell würden wir uns daran gewöhnen. Wir haben uns daran gewöhnt, dass unsere Computer dauernd abstürzen. Das liesse sich noch einfacher ändern, würde die Industrie nur wollen. Das tut sie aber nicht, weil sie uns von diesen an sich guten Geräten abhängig gemacht hat, und wir uns daran gewöhnt haben, mit dieser Abhängigkeit zu leben. Wir haben uns sogar daran gewöhnt, dass einer für uns am Kreuz gestorben und wiederauferstanden ist, was nun wirklich keinen Sinn macht. Das heisst, es macht Sinn für jene, die glauben. Doch auch der Glaube ist nur eine Gewohnheitsfrage.

Wir haben uns an den Typen in Washington gewöhnt, daran, dass er unter vielem schlimmen Anderem Menschen foltern lässt. Und was tun wir? Wir überweisen Amnesty International zwanzig Franken mehr als üblich. Ansonsten haben wir uns schon ein bisschen daran gewöhnt. Damit machen wir uns übrigens mitschuldig. Nicht in Amerika zu leben, ändert da nicht viel. Der Typ in Russland tuts auch. Der Typ in Deutschland, jener, der seit einem Attentat in einem Rollstuhl sitzt, redet der Folter auch schon das Wort. Die plombierten Züge rattern auch durch unsere Länder.

Wie aber entwöhnt man eine Gesellschaft, wie setzt man sie auf Entzug? Ich muss zugeben, ich glaube nicht, dass es jemals vollständig gelingen wird. Dafür sind wir Menschen zu menschlich. Aber den Versuch müssen wir machen, und mancherorts läuft er bereits und trägt sogar schon Früchte.

Als erstes muss sich, wer süchtig ist, eingestehen, dass er oder sie süchtig ist. Süchtig danach, sich für „normal“ halten zu wollen. Das ist eine Illusion, und weil sie unser Verhalten bestimmt, ist es eine gefährliche. „Normal“ gibt es nicht. Niemand ist „normal“. Das ist normal. Als nächstes müssen wir wie der Alkoholiker, der die Flasche für immer weggeworfen hat, mit dem Entzug leben. Jegliche Aussicht, auch nur ein bisschen „normal“ zu sein, ist weg. Denjenigen, die sich eben noch für „normal“ gehalten haben, muss das vorkommen, als lebten sie plötzlich unter Ausserirdischen. Das braucht Überwindung. Kraft. Ausdauer. Zeit. Doch das ist ein wohltuender Schock. Plötzlich sind die Unterschiede weg. Dann sind wir alle nur noch Menschen. So, wie wir eben sind. Das ist die Wirklichkeit.

Was hat das alles mit Kunst zu tun? Kunst übrigens, einfach Kunst, nicht „integrative Kunst“. Sobald Kunst einen Auftrag hat, zum Beispiel die „Anderen“ zu integrieren, dann wird sie zur Marketingkampagne. Daran ist nichts auszusetzen, nur sollte das den Werbeexperten oder dem Bundesamt für Integration überlassen werden.

Was ist denn Kunst? Da das auch eine ziemlich unbeantwortbare Frage ist, frage ich lieber: „Was bewirkt Kunst idealerweise?“ Sie lehrt uns, um einen Titel des australischen Lyrikers Les Murray zu borgen, das Menschsein. Learning Human. Ja, man muss es lernen, Mensch zu werden, das kriegt man nicht in die Wiege gelegt. Und lernt man es nicht von der Kunst, Mensch zu sein, so wird es einem beigebracht. Es ist die Aufgabe der Kunst, den Menschen die Augen über sich selbst zu öffnen. Zu zeigen, was es heisst, Mensch zu sein. Dazu gehört unverbrüchlich, dass es falsch ist, Menschen für ihr „Anderssein“ auszugrenzen. Dazu gehört, die Fehler der (A)Sozialisierung zu korrigieren, die Menschen von ihren schlechten Angewohnheiten zu entwöhnen, dieses Missverstehen der Menschwerdung wieder rückgängig zu machen. Die Kunst ist es, die uns sagt, dass es nichts mit „wirklichem Verstehen“ zu tun hat, dass man, wie in Nathalies Geschichte, von einem gewissen Alter an keine Freunde mehr hat, die „anders“ sind, sondern dass das eine barbarische Sitte ist, nicht die einer zivilisierten Gesellschaft.

Tut das jede Kunstform? Ich behaupte ja. Kunst, und möglicherweise nur Kunst, ist es, was uns vom Tier unterscheidet, womit wir uns das Tiersein ausgetrieben haben. Ich glaube, wer die Wasserlilien von Monet lange genug wirklich betrachtet, wird weniger dazu neigen, Menschen zu diskriminieren. Learning Human. Dennoch möchte ich von jener Kunst sprechen, die das Leben abbildet und die wir „realistisch“ nennen, obwohl mir dieser Ausdruck auch nicht gefällt. Oder, noch schlimmer jene Kunst, die man als „populär“ in die entsprechende Ecke stellt. Ich fürchte, gerade für unser Anliegen brauchen wir jene Kunst, jene, die Massen erreicht, dringend.

Warum? Wir brauchen das Abbild, das sich in das Massengedächtnis einschreibt. Was in der Gesellschaft noch nicht geschieht, kann sich erst einmal in der Kunst ereignen. Ohne Auftrag, es sei denn, man sehe das Visionäre als solchen. Tatsache ist, dass im „wirklichen Leben“ etwa jeder Siebte „etwas hat“, das man als Behinderung bezeichnet, somit also als das Eintrittsticket in den gar nicht so exklusiven Club der „Anderen“ gelten lassen könnte. Das heisst, in der Schweiz sind das eine Million und weltweit eine Milliarde. Nur sind diese nicht oder viel zu wenig sichtbar. Die Kunst, vor allem die populäre wie Film oder Fernsehen, kann sie sichtbar machen.

Wir müssen uns sichtbar machen. Wo es keine Rollstühle, Krücken oder Blindenhunde gibt, gibt es auch keine Gewöhnung, und wo es keine Gewöhnung gibt, wird es keine Integration geben. Das ist ziemlich anstrengend, vor allem eben wenn man eine Behinderung hat. Das aber muss unser Beitrag sein, denn das kann keiner für uns leisten. Und anders, glaube ich, geht es nicht. Bildet die „realistische Kunst“ das Leben wirklich ab, wie es eben wirklich ist, werden unsere Gesetze – unsere festgeschriebenen Gewohnheiten – sichtbar gemacht. Das macht sie veränderbar. Hier können sich die Kunst und die Wirklichkeit gegenseitig zur Hand gehen.

Stellen wir uns gleichzeitig vor, dass jeder Siebte, den wir – um bei der effizientesten Kunst, jener der bewegten Bilder, zu bleiben – in einer Fernsehserie, in Filmen (aber warum auch nicht in Talkshows) eine Behinderung hat. Immer, überall, eine nicht fest geschriebene Quotenregelung. Als Abbild des Lebens, das sich da draussen ohnehin immer deutlicher abzeichnet. Wie schnell hätten wir uns daran gewöhnt! Es wäre so simpel wie Nathalies Lösung! Ich weiss, das hat etwas Elfjährig-Naives an sich, etwas Montaigne-haftes. Lassen wir uns das aber nehmen, haben wir schon wieder verloren. Dann sind wir auch nichts als normsüchtige Gewohnheitstiere, die mit circa sechs gelernt haben, dass man mit solchen wie uns nicht befreundet sein sollte. Dann spielen wir das Spiel der vermeintlich „Normalen“, die wir so gern wären. Einer von Sieben. Entscheidend dabei ist, dass diese oder dieser Siebte nichts symbolisieren darf. Der Typ im Rollstuhl sitzt nicht im Rollstuhl, weil er à la Dr. Strangelove das Böse repräsentiert, und Bösewichter sitzen, wie wir ja alle wissen, nun einmal im Rollstuhl. Diese Zeiten müssen wir hinter uns bringen.

Ich kenne die Gegenargumente, ich habe sie am eigenen Leib erfahren. Ich habe ein Theaterstück geschrieben, in dem ich zwei vergleichbare Menschen auftreten lasse. Der Unterschied: der eine ist im Rollstuhl. Es gab eine österreichische Uraufführung, aber keine deutsche, nicht einmal ein Schweizer Theater wollte es nachspielen. Behinderung sei nicht sexy. Wie unrecht sie haben! Abgesehen davon, dass es in meinem Stück nicht um „Behinderung“, sondern um das Leben geht, spielte mein Stück vor vollem Haus und wurde verlängert. Oh, wie sexy es war! Black is beautiful. Cripple is sexy. Lasst uns das Menschsein lernen. Lasst es uns lehren. Das ist es, was ich tun kann.

Was ich tue: Ich arbeite an einem neuen Stück, in dem ein „Normaler“ nicht damit leben kann, dass seine doch an sich „normale“ Ehefrau eine Affäre mit einem im Rollstuhl hat. Vielleicht ist ja das sexy. Vielleicht ist es aber für die normsüchtigen Theater zu verstörend. Ich habe ein Buch mit dem Titel „Der beste Tänzer“ geschrieben, ein literarischer Bericht über mein Leben mit einer progressiven Erkrankung, der es auf die Bestsellerliste geschafft hat. Ich habe mich für eine Sternstunden-Sendung über die Arbeit an meinem mittlerweile abgeschlossenen neuen Roman, indem es immerhin einen Erlöser im Rollstuhl gibt, zur Verfügung gestellt, um mich mit meiner Arbeit, aber auch meiner Person sichtbar zu machen, um Gewöhnungsarbeit zu leisten.

Die Hauptfigur meines nächsten Romanes ist ein Archäologe im Rollstuhl, der sich für alles interessiert, wozu er physisch keinen Zugang hat. Um ihm Zugang zu dieser Unterwelt zu verschaffen, habe ich ihn mit ein paar überirdischen Kräften ausgestattet. Ja, das ist ein Symbol. Ein bisschen Superman muss man mit einer Behinderung schon sein, um die zahllosen Hindernisse, die es noch immer gibt, zu überwinden.

Es gibt positive Zeichen, gerade in den USA, in denen ich einen Teil meines Jahres verbringe, und aus denen ich manchmal mit einer etwas anderen Sicht der Dinge zurückkehre. Es tut sich drüben einiges, das uns hier, wie immer – im Guten wie Schlechten – beeinflussen wird. Erst gerade Mitte Mai

publizierte die New York Times einen grossen Artikel über das immer stärker erwachende Selbstbewusstsein jener „Anderen“, bezeichnenderweise im Styles-Bund. Das setzt ein noch positiveres Zeichen, denn dieser wird breiter gelesen als der Kunst-Bund. So sickert es in den Mainstream und zeigt sich möglicherweise bald in den Regalen Ihres lokalen Gap oder H&M.

Die Athletin Sarah Reinertsen, die ihr linkes Bein verloren hat, ist beim Tanzen in einer Disco abgebildet. Sandalen, sehr kurzer Jeansrock, das rechte Bein nackt, das linke auch: aus dem Jeansstoff ragt eine silberglänzende Prothese, die wie etwas aussieht, das Arnold Schwarzenegger in seinen Filmen zum Frühstück ass, und die in einem Plastikfuss in einer Sandale steckt. Sexy, kann ich nur sagen. Und ich bin nicht der einzige, der das so sieht: die Athletin, so der Artikel, werde oft gefragt, ob sie denn wieder dieses coolen Beine trage. Als Mode-Accessoire. Als Fashion-Trend. Und wer damit ein Problem habe, so Sarah Reinertsen, nun – der habe ein Problem.

Solche „Probleme“ werden erfreulicherweise häufiger. Das Olympia-Komitee zum Beispiel hat eines mit dem Sprinter Oscar Pistorius, dessen Beine vom Knie abwärts fehlen. Er muss möglicherweise von der Teilnahme an der Olympiade gesperrt werden – weil er auf seinen Prothesen zu schnell sein könnte. Arme „Normale“ – sie müssen jemanden wegen eines unfairen Vorteils disqualifizieren. Der unfaire Vorteil ist eine Behinderung. Das nenne ich Fortschritt.

Das alles findet Eingang in die populäre Kunst in Amerika. Der grantige Genie-Doktor House humpelt an einem Stock durch die gleichnamige Erfolgsserie, und mag sein Stock auch noch ein bisschen für seine Grantigkeit stehen, so humpelt er doch auf dem rechten Weg. Die „Sesam-Strasse“ hat es sich zur Aufgabe gemacht, jeden siebten mit einer Behinderung darzustellen, als Abbild des wirklichen Lebens jenseits der Glotze eben. Der Juror von „American Idol“ – jener, der, ohne Stock, die grantige Doktor-House-Rolle spielt – hat kürzlich auch einen Behinderten vor laufender Kamera beleidigt. Darauf haben ihm Behindertenverbände Dankeschreiben geschickt. Warum? Weil der Juror alle beleidigt, somit alle gleichberechtigt behandelt, den Behinderten also nicht ausgrenzt, wie wir es beigebracht bekommen. Und dann sind da die herrlich geschmacklosen Filme der Farrelly-Brüder, die es lieben, sich über Menschen mit einer Behinderung in ihren Filmen lustig zu machen. Da sie sich auch über alle lustig machen, ist das ein wohltuender Beitrag zur Integration.

Oder – zum Abschluss – einen der wichtigsten Integrationskünstler unserer Zeit, obwohl er sich wohl nicht als solchen bezeichnen würde: der bei uns viel zu wenig bekannte deutsche Filmemacher Werner Herzog, der, auch hier sei der USA Dank, in Amerika mehr und mehr an Bedeutung gewinnt, worauf das – wir wissen es – auch bei uns geschehen wird. Film für Film hat er, auf eine Art und Weise, für die hier kein Platz ist, sie zu diskutieren, Menschen aller Art sozusagen, in seine Filme eingegriert, sie „eingewöhnt“, könnte man sagen: von kleinwüchsigen über „geistig“ behinderte Menschen wie Bruno S., von schlicht Verrückten zu sogenannten „Normalen“, die er hypnotisieren liess, um das Besondere aus ihnen heraus zu kitzeln, von Schauspielerberserker Klaus Kinski bis zu „Grizzly Man“ Timothy Threadwill, der es geahnt haben mag, dass er eines Tages im Magen eines Bären landen wird, oder jenen Alkoholikern, die er angeheuert hat, um exstatische Pilger zu spielen, die unter einem zugefrorenen See nach einer eingebildeten Stadt suchen.

Das, das Herzogsche Tummelfeld all dieser „Normal-Verrückten“, ist wahre Kunst. Die integriert, ohne dass das ihr Anliegen ist. Die uns daran gewöhnt – es uns lehrt –, schlicht Mensch zu sein.